

entstandene Ganze, so wie es abgeschlossen dasteht, in seinem unmittelbaren Werthe und seiner Schönheit zu genießen und zu bewundern.“ Ausnahmen besätigen hier nur die Regel. Auf sittlichem Gebiete muß man mit Clemens von Alexandrien (Paedag. 1, 4) behaupten, daß die Tugend in gleicher Weise Sache des Mannes und des Weibes ist; es gibt kein doppeltes Sittengesetz in dem Sinne, daß für den Mann etwas sittlich zulässig wäre, was dem Weibe verboten ist. Das normale Gewissen des Weibes beurtheilt Gut und Böse wesentlich ebenso wie das des Mannes. Demgemäß lassen sich auch keine sittlichen Tugenden derart als specifisch weibliche bezeichnen, daß der Mann dieselben zur Ausbildung eines vollendeten sittlichen Charakters nicht nöthig hätte. Gleichwohl waltet auch hier ein durchgreifender Unterschied ob; für bestimmte Tugenden offenbart nämlich das Weib eine größere Neigung und erwirbt sie leichter; der Mangel derselben ist daher beim Weibe auffälliger als beim Manne. So ist das Weib von Natur aus viel mehr geneigt, die strenge Ausübung der Gerechtigkeit und des Gesetzes durch Ausnahmen zu mildern, als der Mann. Die Schamhaftigkeit tritt regelmäßig beim Weibe stärker auf als beim Manne, und obwohl der Verlust derselben den Mann ebenso entehrt wie das Weib, ist in der allgemeinen Meinung die Schande des schamlosen Weibes größer als die des Mannes. In geduldiger Ertragung von Leiden erweist sich das Weib als das starke Geschlecht, wogegen im muthigen Aufsuchen von Gefahren der Mann diesen Anspruch erhebt. Die Statistik der Verbrechen eignet bestimmte gewohnheitsmäßige Laster dem Manne, andere dem Weibe zu. Aus diesen Erfahrungsthatsachen leuchtet die Absicht des Schöpfers hervor, daß auch auf dem sittlichen Gebiete die Geschlechter sich gegenseitig ergänzen sollen. Erreicht hinwieder kann diese Absicht nur werden, wenn die Differenzen naturgemäß entwickelt, also durch die Erziehung weder verwischt noch übertrieben ausgebildet werden. Zum weiblichen, nicht zum männlichen, aber auch nicht zum weiblichen Charakter soll die vernünftig-sittliche Anlage des Mädchens sich entfalten. Dies ist dann der Fall, wenn die Frau, fest begründet in denjenigen Tugenden, welche infolge der eigenthümlichen Naturanlage ihre starke Seite bilden, ihre von Natur aus schwächeren Anlagen zu schützen und zu festigen sich bemüht. Denselben Weg hat seinerseits der Mann einzuschlagen. Nicht unerwähnt endlich dürfen die Differenzen auf ästhetischem Gebiete bleiben. Auch die menschliche Schönheit sieht man auf Mann und Weib verschieden theilt. Kommt in der wohlgestalteten Körperform des erkern mehr das Erhabene zum Ausdruck, so in der weiblichen Gestalt mehr das Anmuthige. Als absoluter Vorzug kommt die Schönheit weder dem einen noch dem andern Geschlechte zu, dem weiblichen um so weniger, als durchschnittlich die normal gebildete männliche Körpergestalt dem als

Canon aufgestellten harmonischen Ebenmaße der Gliederung (Schadow, Riefel, Carus) näher kommt als die weibliche (vgl. Ranke I, 5—17; II, 89). Wenn im Gegensatz zur Aesthetik des Alterthums, das nach Windelmann in der berühmten Statue des vaticanischen Apollo das classische Schönheitsideal des Menschenkörpers geschaffen hat, die Kunst das weibliche Geschlecht als „das schöne“ bezeichnet, so hat hier der von der Sinnlichkeit unnebelte Verstand der Männer sein Urtheil abgegeben. Das Richtige in dieser Beziehung liegt in den Worten Lorenz Kellners (Jose Blätter, gesammelt von Börgen, Freiburg 1895, 50): „Ich nenne das weibliche Geschlecht weder das schöne noch das schwache (nämlich im absoluten Sinne). Die eine Bezeichnung haben Sinnlichkeit und Schmeichelei zu gleichen Theilen erfunden; die andere verdankt ihre Geltung dem männlichen Uebermuth. Das weibliche Geschlecht ist in seiner Art ebenso stark als das männliche, nämlich im Ertragen und Dulden, in der stillen Ausdauer, kurz in allem dem, was seine eigentliche Sphäre, nämlich das innere Leben, angeht.“

Ehe wir die Zweckbeziehung dieser Differenzirung und die vollendete Entwicklung der weiblichen Persönlichkeit besprechen, ist ein vorläufig abschließendes Wort über das Verhältnis des Weibes zum Manne auf Grund der erwähnten Verschiedenheiten nöthig. Die weiblichen Eigenthümlichkeiten haben nämlich in verschiedener Weise eine irrthümliche Deutung erfahren. Indem man den Mann einfach als den normalen Typus der Menschennatur betrachtete, erschien das Weib an diesem Ideal gemessen als eine Verkümmernng des Mannes. Das Weib ist gleichsam ein verkümmelter Mann, sagt Aristoteles (De animal. gener. 2, 3 [ed. Berol. 737^a]) auf Grund der damaligen Naturerkenntniß. Der hl. Thomas zeigt sich (S. th. 1, q. 92, a. 1, ad 1) von diesem Worte des Stagiriten beeinflusst und gesteht ihm für das Weib als Einzelwesen eine gewisse Berechtigung des Ausdrucks *Femina est mas occasionatus* zu, weil er die mangelhafte aristotelische Anschauung über den Zeugungsprozeß theilte. Sofort aber berichtigt er das Anstößige dieser Anschauung mit den Worten: *Sed per comparationem ad naturam universalem femina non est aliquid occasionatum, sed est de intentione naturae ad opus generationis ordinata. Intentio autem naturae universalis dependet ex Deo, qui est universalis auctor naturae et ideo instituyendo naturam non solum marem, sed etiam feminam produxit* (vgl. C. gent. 4, 88). Es ist daher ein offenkundiges Unrecht, wenn neuerens behauptet worden ist, nach Thomas sei „das Weib nur eine Abnormität“ (Jos. Müller, Reuschkeitsidem, Mainz 1897, 46). Aus den angeführten Worten ergibt sich vielmehr mit Nothwendigkeit, daß das Weib seiner Natur nach ebenso vollkommen ist als der Mann nach der seinigen, da im Weibe wie im Manne eine Idee des Schöpfers zum Aus-